

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 2

Artikel: Das Mütterliche
Autor: Zulliger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Pestalozzi auf den Trümmern von Stans

Das Mütterliche

Gleich einem schwerbeladenen Tragtier erhob der Kestenberg seinen Rücken unter der Last eines grauen, tiefliegenden Winterhimmels, dessen Gewölbe schräg gegen das Birrfeld hinunterhing. Es schien einstürzen und die Welt unter sich erdrücken zu wollen. Hoch lag der Schnee. Doch von den Tannen und Buchen des Bruneggwaldes war er bereits gewichen. Ein nächtlicher Sturm hatte ihn abgeschüttelt. Es lagen viele Aeste herum. Baum und Busch standen weiss und weihnachtlich, sie waren vom Rauhreif gekleidet. Trotz des bedeckten Himmels herrschte eine beissende Kälte, und wer nicht notgedrungen ins Freie musste, der hielt sich in der warmen Stube still.

Eine Schlittenspur führte in den Wald hinein. Dort war ein Mann und eine Schar Knaben versammelt. Sie lasen Holz zusammen, und der Schnee schrie unter ihren Sohlen. Der Atem rauchte in weissen Wölklein unter ihren Nasen. Sie schichteten die Aeste auf den Schlitten, banden sie fest und waren eben im Begriff, die Rückfahrt in der Richtung des Neuhofes anzutreten, als einer der eifrig Werkenden eines Buben gewahr wurde, der, wie aus dem Boden gewachsen, auf einmal zwischen den Hochstämmen erschien und zögernd herüber blickte.

«Ei schaut, Vater, steht dort nicht der Jaköbli?» rief der, der den Einsamen entdeckte.

«Der Eichenberger Jaköbli!» stimmten die Kameraden bei.

«Wohl, er ist's! — Kommst du wieder zu uns?»

Der Bub trat langsam näher, so wie einer, der bereit ist, jeden Augenblick Reissaus zu nehmen. Der Mann ging ihm freundlich lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand zum Grusse. «Ich käme gern zu Euch zurück!» sagte der Jaköbli scheu.

«Komm du nur!» ermunterte ihn der Mann. «Du bist willkommen in unserem Kreis!» und er streichelte ihm den unbedeckten, zerzausten Haarschopf. Forschend blickte er dem Buben

ins Angesicht. Dann wies er auf ein Zwillichsäcklein, das an der Holzschlittenstange hing. «Wirst Hunger haben, Jaköbli! Dort drinnen liegen noch ein paar gesottene Kartoffeln. Greif zu!»

Schon hatte einer aus der Schar die Schnur gelöst und reichte dem Ankömmling das Säcklein. Gierig streckte er die Hand hinein und holte sich zwei grosse Knollen heraus.

«Wo bist du gewesen seit dem Frühling, als du davon liefest?» erkundigte sich Davidli Zurzacher, der einst Jaköblis besonderer Freund gewesen. «Weisst, ich habe oft sehr Langezeit nach dir gehabt!»

Mit vollen Backen kauend gab der Bub Bescheid: «Damals, als wir Kartoffelsamen in die Erde legten, sah ich meine Mutter im nahen Gebüsch versteckt. Sie winkte mir heimlich und ich trabte hin. Was ich mich für den Pestaluzz abrackern und schinden wolle, fragte sie. Als Entgelt bekäme ich doch nur ein paar Kartoffeln, ein dünnes Mehlsüpplein und ein fades Rübengericht. Und obendrauf ein Malter schöner Sprüche. — Nein, ich solle mit ihr gehen, ich könne es bei ihr schöner und lustiger haben und ein Stück Welt sehen. Und ich ging!»

«Und dann?» forschte Hansli Maurer, ein anderer aus der Schar, als Jaköbli schwieg.

Er zuckte die Schultern. «Umhergezogen sind wir!» Er machte mit der Hand eine kreisende Bewegung. «Weit herum. Bis ins Solothurnische und ins Baselbiet. Manchmal haben wir bei Bauern ein wenig gearbeitet, nie lange!»

«Wo ist denn jetzt deine Mutter?» fragte Pestalozzi.

«Ich weiss es nicht. Wir hatten zusammen in einem Heuschober genächtigt. Dann ging sie ins Dorf hinab, um sich nach Speise umzusehen, und sie ist nicht zurückgekommen. Ich ging, sie zu suchen, aber ich fand sie nimmer. — Sie hat mich in der letzten Zeit viel gescholten und geschlagen!»

«Oh!» rief Davidli. «Geschlagen?»

«Weil ich — weil ich beim Betteln ungeschickt war und fast nichts einbrachte.»

«Gebettelt habt ihr?» murmelte Hansli Maurer und wiegte seinen grossen Kopf.

«Ja, gebettelt!» knurrte ihn Jaköbli mit bösen Augen an. «Frag nicht so dumm. So, als ob du noch nie gebettelt hättest!»



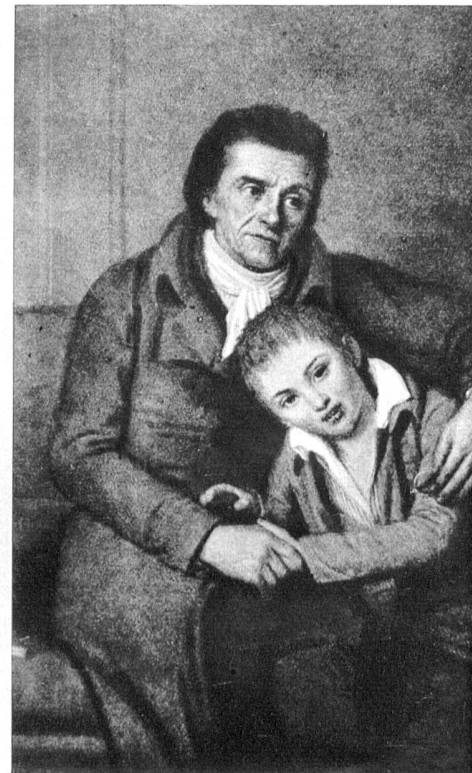
Joh. Heinrich Pestalozzi

Heinrich Pestalozzi

scheuer, linkischer Knabe in die Schule eintrat. Hier fand er sich nur langsam zurecht und einer seiner Lehrer äusserte sich, aus Heinrich Pestalozzi werde kaum je etwas Rechtes. Aber schon in den ersten Schuljahren zeigten sich Aeusserungen jenes Geistes, der das ganze Leben Pestalozzis charakterisiert: die Liebe zu jüngeren, besonders zu armen Mitschülern, warb ihm die Zuneigung seiner Lehrer und seiner Schulkameraden.

Das höhere Schulwesen Zürichs stand damals in schönster Blüte. Eine grosse Zahl ausgezeichnete Lehrer — unter ihnen Johann Jakob Bodmer — wirkten in erster Linie durch ihr Vorbild, das sie ihren Schülern gaben, und sie wussten ihre Schüler für Wissenschaft und Kunst in gleich hohem Masse zu begeistern. In der von Bodmer gegründeten «Vaterländischen Gesellschaft zur Gerwe» sammelten sich die begabtesten Jünglinge zu Diskussionsstunden über wissenschaftliche und politische Dinge. In diesem Kreise lebte Heinrich Pestalozzi auf. Aus dem unbeholfenen und schwächlichen Muttersöhnchen war ein kraftvoller, himmelstürmender Jüngling geworden, von dem Bodmer einst sagte: «In diesem Kopfe liegen die Ideen zu einer Reformation im Reiche der Geisterwelt!»

Nachdem sich Pestalozzi eine Zeitlang mit der Absicht getragen hatte, sich dem Studium der Theologie zu widmen, begann er, nicht zuletzt unter dem Einfluss der Schriften Rousseaus, mit dem Rechtsstudium, um sich später einmal der politischen Laufbahn zuwenden zu können. Auch für diese Wandlung ist der Grund in Pestalozzis Zuneigung zu den Armen und Entrechteten zu suchen. Auf den dringenden Rat seines Freundes Bluntschli,



Joh. Heinrich Pestalozzi mit seinem Enkel Gottlieb. (Gemälde von F. G. A. Schöner.) F. G. A. Schöner (1774—1841), aus Franken gebürtig, lebte von Ende 1803 bis gegen 1810 in der Schweiz. In Pestalozzis Umgebung weilte er zuerst in Burgdorf bis Ostern 1804, dann wieder in Yverdon seit 1805

Heinrich Pestalozzi ist am 12. Januar 1746 in Zürich geboren. Sein Stammvater, Antonio Pestalozzi aus Chiavenna, hatte sich im 16. Jahrhundert in Zürich niedergelassen und war Zürcher Bürger geworden. Der Vater Pestalozzis übte den Beruf eines Wundarztes aus und auch die Mutter entstammte einer Arztfamilie.

Im 6. Altersjahr Heinrichs starb der Vater Pestalozzis und liess seine Familie, die Witwe mit vier Kindern, in recht ärmlichen Verhältnissen zurück. Mit ängstlicher Sparsamkeit versagte die Mutter dem heranwachsenden Heinrich vieles, was der Jugend zur frischen und frohen Entwicklung hilft. Um Kleider und Schuhe zu schonen, wurde er vom Umgang mit andern Kindern ferngehalten, so dass er als

Sie setzten den Schlitten in Bewegung und zogen ihn schweigsam der Neuhoofscheune zu. Inzwischen barst das Gewölck. Die Sonne brach durch, und es erhob sich eine leise Bise. Trotzdem wurde es ein wenig wärmer.

Sie luden das Holz ab und fingen an, es zu zerkleinern. Frau Anna, umringt von andern Pflegekindern, trat aus der Türe des Wohnhauses. Leuchtenden Auges berichtete ihr Pestalozzi, der Jaköbli sei eben zurückgekehrt. «Da hast du es bewiesen: es ist doch nicht unnütz, was ich in die Herzen der Kinder lege. Selbst wenn sie mich, von schlimmen Leuten verführt, eine Zeitlang verlassen — der gute Same geht auf und wächst. Es ist nicht umsonst, dass ich Bettelkinder aufnehme und sie arbeiten lehre. Sie kehren zurück, um bei mir das Gott wohlgefälligere Leben fortzusetzen und von neuem das Glück zu empfinden, das einem die Arbeit bietet! Die Sehnsucht nach dem Höheren steckt in einem jeden Menschen, und wer seiner einmal teilhaftig geworden, den zieht es an mit unwiderstehlicher Gewalt!»

Jaköbli war unterdessen munterer geworden. «Der Sommer ist schön gewesen», lärmte er, «und der Herbst auch. Wenig getan haben wir, und gut gelebt. Lachen muss ich, wenn ich daran denke, wie wir uns durchgeschlagen, und wie ich den Bäuerinnen die Hühnerhöfe, die Gärten, oder gar das Rauchkamin plünderte!»

«Erzähl!» forderte Lunzi Heiniger, der auch aus einer Landstreicherfamilie stammte.

«Hm, da war unter anderen eine in Ammerswil. Wir hatten auskundschaftet, dass sie allein im Haus war. Also trete ich in die Küche und bettle um ein Stück Brot. Da gibts draussen einen Höllenspektakel, der Hund tut wie wild, und meine Mutter schreit wie die Geiss am Messer. Was tut die Bäuerin? Erschrocken läuft sie hinaus, zu sehen, was los sei. Ich steige

rasch aufs Leiterchen und schneide mir eine armlange Rauchwurst aus dem Kamin. Versorge sie und geh der Bäuerin nach. Meine Mutter flüchtet, wie abgemacht, und ich laufe schreiend hinterher, wie abgemacht — bis in den Wald. Und dort weise ich meine Beute vor, ha!» Ein schlauer Zug spielte um Jaköblis Mund, und dann setzte er seine Rede fort: «Dann winterte es ein. In den Obstgärten fand man nichts mehr, die Hühner bekamen die Mauser und legten nicht mehr, Beeren gab's keine mehr und die Leute hockten alle miteinander zu Hause — da war es viel seltener, dass man etwas stibitzen konnte. Die Mutter wurde ungeduldig und prügelte mich, wenn ich leer von einer Streife heimkam...»

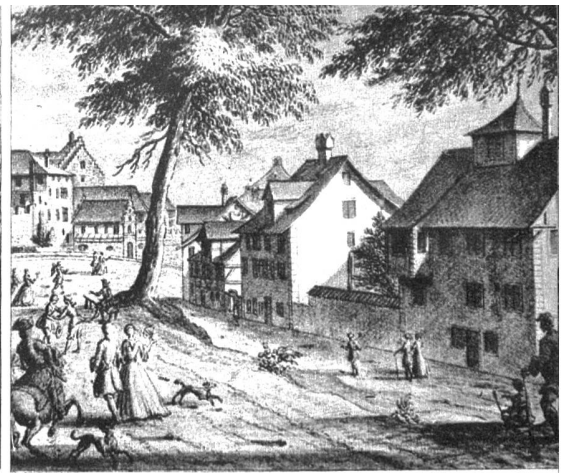
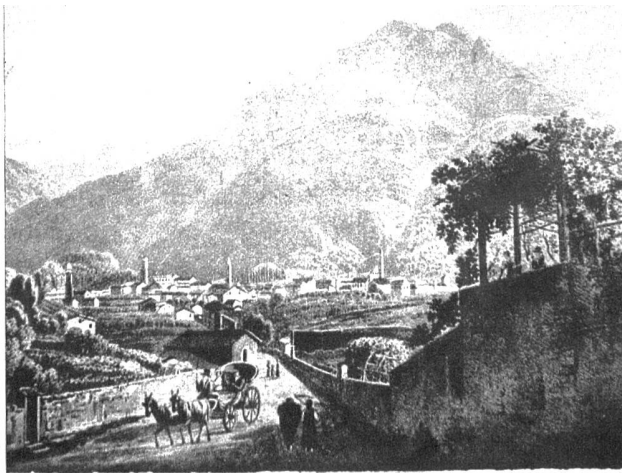
«Das ist ein wüstes Leben gewesen, das du getrieben!» mischte sich ein Mädchen ins Gespräch, das sie Anneli riefen. «Es ist nicht recht, zu stehlen!»

«Was weisst denn du!» erwiderte Jaköbli spöttisch. «Bäuerinnen haben Würste und Speck und Eier, und wir hatten keine solchen guten Sachen — ist das etwa recht?» knurrte er gereizt.

«Stehlen ist nicht recht!» beharrte Anneli. «Arbeiten und sein Brot verdienen, das ist recht, so lehrt uns der Vater!»

«Die Landjäger werden auch je länger desto strenger!» sagte Lunzi Hediger. «Wegen einer Tasche voll Aepfel, die ich aus einem Keller stahl, wollte mich der von Baden drei Tag lang einsperren. Da ist zufällig der Vater hinzugelassen und hat mich hierher mitgenommen. Hier hat man es besser!»

«Wenigstens zur Winterszeit!» pflichtete ihm Jaköbli bei. «Man ist versorgt, man hat ein Obdach, Kleider und genug zu essen. Als es kälter wurde, trug ich mich oft mit dem Gedanken, der Mutter drauszubrennen und auf den Neuhof zurückzukehren! Aber ich wusste nicht, ob mich der Vater wieder aufnehme!»



Links: Anna Pestalozzi-Schulthess (1738–1815). Tochter des Kaufmanns und Zunftpflegers Hans Jakob Schulthess zum Pflug (1711–1798), nach langem Widerstand ihrer Eltern am 30. September 1769 in Gebirg mit Pestalozzi getraut, seine treue Lebensgefährtin während 46 entsagungreicher Jahre. Mitte: Chiavenna. Heimat der Familie Pestalozzi, wo sie, von Gravedona am Comersee eingewandert, in hohem Ansehen stand. Von hier aus kam 1550 Johann Anton Pestalozzi (1534–1604) im Tausch gegen einen jungen Zürcher nach Wädenswil, liess sich in Zürich nieder und erhielt 1567 das Bürgerrecht daselbst. — Rechts: Oberer Hirschengraben in Zürich. Geburtsstätte Pestalozzis. Das Haus, in der Gruppe rechts gelegen, lässt sich nicht mehr genau nachweisen

sich eine ruhigere und stillere Tätigkeit als die Politik zum Beruf zu wählen, entschloss sich Pestalozzi aber in der Folge, Landwirt zu werden. Nachdem er sich im Kanton Bern während eines Jahres auf seine neu erwählte Tätigkeit vorbereitet hatte, kaufte er den im Aargau gelegenen Neuhof auf dem Birrfelde.

Die Hoffnung auf ein ruhiges Leben als Landwirt erfüllte sich nicht. In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts brach eine Hungersnot aus und Pestalozzi wandte sich wiederum seinem Lieblingsgedanken zu: den Armen zu helfen. Er errichtete auf dem Neuhof eine Erziehungsanstalt für arme Kinder. Indem er die verwahrloste Jugend zu wertvollen Menschen zu erziehen gedachte, wollte er sie für die Gesellschaft und für das Volk retten. Aber sein Werk war nicht lebensfähig. Er hatte geglaubt, den Betrieb der Erziehungsanstalt mit der Spinn- und Webarbeit der Kinder erhalten zu können.

Da dies nicht gelang, musste er im Jahre 1780 die Anstalt schliessen, und nur mit fremder Hilfe vermochte er die schlimmen Folgen eines finanziellen Ruins von sich und seiner Familie abzuhalten.

Pestalozzi wandte sich nun schriftstellerischen Arbeiten zu, unter denen besonders dem Volksbuch «Lienhard und Gertrud» ein grosser Erfolg beschieden war. Jedoch der Erfolg blieb ihm nicht treu; sein Leserkreis verkleinerte sich zusehends, und zu den Sorgen ums tägliche Brot gesellten sich noch solche um Frau und Kind. Eine lange und schwere Krankheit befahl Frau Anna Pestalozzi, und der einzige Sohn kehrte aus einer Kaufmannslehre aus Basel als Epileptiker heim.

Und doch: gerade diese Zeit hat Pestalozzi zu jenem Grossen werden lassen, dessen Worten heute eine Welt lauscht. Immer intensiver beschäftigte ihn die Frage, wie den Menschen zu helfen sei und wie die in ihnen schlummernden Kräfte

geweckt und ausgebildet werden könnten. Pestalozzi fand als einzigen Weg den «von innen heraus» durch Lösung der Kräfte in jedem einzelnen Menschen und aus solchen Gedanken erwuchs ihm der Entschluss: «Ich will Schulmeister werden!»

In jene Zeit — man zählte das Jahr 1798 — fiel die Berufung Pestalozzis durch die helvetische Regierung als Waisenvater nach Stans. Es ist jene Episode in seinem Leben, die weitesten Kreisen unseres Volkes noch heute am lebendigsten ist. Für Pestalozzi war dieses nur fünf Monate dauernde Wirken nur insofern wichtig, als es ihm die Gewissheit gab, sich auf dem rechten Wege zu befinden.

Minister Stapfer bot Pestalozzi die erste Gelegenheit, Schulmeister zu werden, indem er ihm eine Lehrstelle an der Hintersässenschule in Burgdorf vermittelte. Nachdem Pestalozzi alsdann noch einige Zeit an der Bürgerschule unterrichtet hatte, gründete er im Herbst des Jahres 1800 eine

Lunzi lachte. «Wie den Kücklein unter den Flügeln der Henne ist einem! Um so mehr, als man nicht mehr in den Wäldern übernachten kann und es auch in den Scheunen kalt ist wie in einer Eisgrube!»

Pestalozzi, ein wenig seitab am Reisswellenbock beschäftigt, hatte die Ohren gespitzt und dem freimütigen Gespräch zugehört. Er sann. Es war also nicht die Sehnsucht nach ihm und nach einem ehrwürdigen Leben gewesen, was den Jakobli zurückgeführt. Auch nicht der Drang, zu arbeiten und das Glück der Arbeit zu geniessen, und nicht der Wunsch, sich belehren zu lassen in dem, was Gott wohlgefällt. Nur ein selbststüchtiger Trieb hatte ihn wieder auf den Neuhof geleitet.

Dann fiel ihm wie eine Erleuchtung ein: Wie ist es? Während der Winterszeit ersetzt mein Heim den Kindern die Mutter — nicht die leibliche Mutter — die mütterliche Obsorge, so da sind Essen, Kleider, das Dach überm Kopf, die Wärme. Das Heim ist eine Mutter, und darum kehrt man darein zurück, sobald die leibliche Mutter versagt und nicht mehr da ist. Wie hatte es Lunzi gesagt? «Wie den Kücklein unten den Flügeln der Henne ist einem!»

Als am Abend die Kinder auf ihren Strohsäcken ruhten und der Hausvater mit Frau Anna, dem Webmeister, den zwei Knechten und der Magd Madelon noch ein Weilchen zusammensass, sagte er bedächtig: «Wir müssen den Kindern so viel als möglich mütterliche Liebe erzeugen. Sie suchen sie und nichts anderes — und sie haben sie nötig. Es gibt keinen anderen Weg aus der Verwahrlosung als den, dass wir sie mit mütterlicher Liebe an das ehrbare Leben gewöhnen. Ja — welche Kraft kann einflussreicher, anspornender sein im Guten wie im Bösen als die mütterliche Liebe — die sanfteste und zugleich die unerschrockenste Kraft in der ganzen Naturordnung?»

Ohne zu wissen, welche Beobachtungen und Gedankengänge den Aussprüchen Pestalozzis vorangegangen, fühlten doch alle, dass er etwas erkannt hatte, das allgemein gültig war.

Der Hausvater, der bislang ruhig dagesessen, sprang auf die Füsse und rief erregt aus: «Predigen allein nützt nichts! Man muss das Unglück mit Händen und Füssen, nicht mit dem Maul angreifen!» Und er wusste, was er unternehmen musste, damit ihm der Eichenberger Jakobli im darauffolgenden Frühjahr nicht wieder davonlaufe, wie er es im vergangenen getan.

Hans Zulliger



Der Hof in Mülligen an der Reuss. Pestalozzis erstes Heim, östlich vom Birrfeld gelegen, wo er seit dem Frühjahr 1769 zuerst mit seiner Mutter, dann mit seiner Gattin wohnte, bis im Frühjahr 1771 der Neuhof beziehbar war